

# Ewigkeitsbriefe

Autor(en): **Stiefl-Cermak, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **294 (2015)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-515351>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ewigkeitsbriefe

MARIA STIEFL-CERMAK

Es ist wohl einmalig in der Geschichte, dass ein Mensch weder durch sein Werk, noch durch seine besondere Rolle, die er im Leben spielte, weder durch sein Tun, noch durch das, was er leistete, berühmt wurde, sondern einzig und allein durch die Briefe, die er schrieb.

Eineinhalbtausend Briefe sind von der Marquise de Sévigné, die im 17. Jahrhundert in Frankreich lebte, erhalten.

Man vermutet, dass bestimmt noch einmal so viele verloren gingen.

Diese Briefe schrieb sie nicht etwa an ihren Mann oder ihren Freund, sondern an ihre einzige geliebte und vergötterte Tochter.

Durch diesen intensiven Briefwechsel bekam die Nachwelt auch Einblick in das Leben des damaligen Frankreich.

Es sind fröhliche Briefe, die auch von grossen und kleinen Ereignissen berichten, von Begegnungen und Eindrücken.

Durch diese Briefe erfuhr die Nachwelt auch viel von dem alten Frankreich «en miniature».

Ein Brief ist nicht gleich ein Brief. Es gibt Briefe jeglicher Couleur. Da gibt es lockere Plaudereien und tief sinnige Schilderungen. Solche, die nur Mitteilung und Hinweis sind, und dann diejenigen, die ein bezauberndes Zweigespräch bilden,

die mit viel Verstand, Herz und Gefühl, in manchen Fällen sogar mit allen dreien, geschrieben sind. Da gibt es Briefe, die ausschliesslich Monologe und solche, die wahre Dialoge sind.

Durch die bekannten Briefschreiber, wie beispielsweise Cicero, erfuhren wir viel mehr von der damaligen Welt, als durch die Weltgeschichte.

Erasmus von Rotterdam beispielsweise berichtete in seinen Briefen von einer ganz anderen Renaissance-Zeit, als uns die Weltgeschichte weismachen will.

Die Briefe der Schriftsteller Romain Rolland und Voltaire nannte die Nachwelt «Ewigkeitsbriefe». Wie auch die des Leo Tolstoi «an den unbekanntesten Studenten».

Rainer Maria Rilke, der grösste Briefschreiber aller Zeiten, schrieb selbst in seiner absoluten Periode der Dürre (in der er sonst nichts dichtete) vollendete Briefe, die wahre Kunstwerke waren und bis heute sind.

Es ist schon so: Menschen, die keine Briefe miteinander gewechselt haben, kennen einander nicht.

Das schrieb einst die grosse, lettische Dichterin, Zenta Maurina. «Ein Brief ist eine Zwiesprache mit dem in der Ferne oder auch Nähe weilenden Menschen, mit dem man aus Furcht

vor Lautsein mündlich das nicht sagen kann, was sich so leicht in Schriftzüge fügt.»

Mit einem Menschen, einem Freund oder einem Bekannten Briefe zu wechseln, ist eine Kunst der Innerlichkeit. «Ein Brief ist der Besuch eines geliebten Menschen den man ungern in Gegenwart eines Zufallsbekannten empfängt», schrieb Zenta Maurina. Damit meinte sie natürlich nicht den optisch perfekten Geschäftsbrief, die technische Nachrichtenübermittlung, sondern den liebevoll per Hand geschriebenen, der in einer ruhigen Stunde, während des liebevollen Denkens an den Empfänger entstand.

Wohl die bekanntesten Briefpartner und -schreiber waren Goethe und Frau von Stein, die, obwohl sie in der gleichen Stadt wohnten, mehr als tausend Briefe gewechselt haben.

Sie schrieben sich so, als ob sie miteinander reden würden. Teilten einander alles mit, auch das scheinbar Unwichtige. Ihre Briefe wurden, was Briefe von (Geistes-)Grössen fast immer werden: Weltliteratur.

Heute, im Zeitalter der Technik, der Computer, Laptops und Faxgeräte etc. ist es zur Kunst geworden, was einst ganz alltäglich war: Ein handgeschriebener Brief.

Wer kann sich denn heute noch rühmen, einen solchen zu bekommen? Wer legt denn noch Wert darauf, solche zu haben?

Die Briefe berühmter Schriftsteller sind längst Weltliteratur. Wohl einer der produktivsten, fleissigsten Briefschreiber war Rainer Maria Rilke, der Tausende von Briefen schrieb, die heute, schön gebunden in manchem Bücherschrank stehen und als literarische Kostbarkeit gelten.

Schon lange wurde das Ende des Briefzeitalters prognostiziert. Doch allen Unkenrufen zum Trotz gibt es das Briefeschreiben, das gleichbedeutend ist mit der Berührung zweier wesensverwandter Seelen, immer noch.

Briefe sind Zeichen, die Menschen einander geben. Zeichen, die sagen: «Ich denke an dich, ich nehme mir für dich Zeit, ich wende mich dir zu.»

«Ein per Hand geschriebener Brief», sagte einst ein Dichter, «ist wie eine Wohnung, in der auch dunkle Augenblicke ertragen werden können. Wie ein Haus, dessen Lichter in die Seele fallen und dort wärmen und leuchten, wie eine hellerleuchtete Strasse.»

Briefe sind Raritäten, sind Kostbarkeiten, wertvolle Andenken und werden es in unserer Zeit immer mehr. Sie sind oft das Einzige, das wir von einem geliebten Menschen noch haben. Die mit einer rosa Schleife zusammengebundenen Liebesbriefe von einem geliebten Menschen. Die letzten, zerknitterten

Feldpostbriefe des Sohnes, der nicht mehr aus dem Krieg zurückkam.

Es ist der in der steilen, korrekten, heute nicht mehr üblichen und kaum mehr lesbaren, weil in Sütterlinschrift geschriebene Brief einer alten Frau an ihre in der Ferne weilende Tochter, die auf diesen Brief niemals antwortete.

Oder der mit zittriger Hand kaum lesbare Brief eines Kranken, der noch eine letzte Botschaft übermitteln wollte.

Fast alle Mütter heben fast alle Briefe ihrer Kinder auf. Auch und gerade aus der Zeit, als sie der Rechtschreibung und der Interpunktion noch nicht mächtig waren. Briefe, die sie aus dem Landschulheim oder aus dem Internat «an das liebe Mütterlein» schrieben. Solche Briefe landeten in den Schatullen der Mütter.

Die von bekannten Persönlichkeiten an bekannte Persönlichkeiten sind heute in den Literaturarchiven zu bewundern.

Ich selbst besitze eine grosse Briefsammlung mit den seltensten Exemplaren. Als ich einmal gefragt wurde, was ich denn auf jeden Fall mitnehmen würde, wenn ein Feuer ausbricht, antwortete ich: «Natürlich alle meine Briefe.»

Ich besitze Briefe von Menschen, die längst nicht mehr leben. Von Menschen, an die ich mich nur noch vage erinnern kann, die mir durch ihre Briefe aber weiter gegenwärtig sind. Ich habe noch Briefe meiner Gross-

mutter, die sie an ihre «hochwohlgeborene Frau Patin» richtete.

Auf den Briefen kleben leider schon etwas zerfledderte und ziemlich ausgeblichene Briefmarken vom alten Kaiser Franz Josef.

Briefe übermitteln etwas von der Seelenlandschaft eines Menschen.

In jedem Buchstaben und jedem Schnörkel, jedem schwungvollen oder auch mühsam zusammengefügten Satz ist die Stimmung des Menschen, als er diesen Brief schrieb, zu erkennen. Seine Freude und sein Schmerz, seine Anteilnahme, seine Sorge, seine Liebe und seine Trauer.

Die Briefe meiner Grossmutter, die achtundneunzig Jahre alt wurde und die eine sehr fromme und gescheite Frau war, sind wahre Lebensweisheiten, wie sie nur in einem sehr langen Leben erfahren werden können.

Auch die Briefe meiner Mutter, die schon über dreissig Jahre tot ist, liegen noch in der kleinen Truhe, in der ich alle Schätze von früher aufhebe. Manchmal lese ich sie wieder, und sie bewirken auch heute noch das Gleiche wie damals, sie machen nachdenklich. Denn es sind richtige «Mutterbriefe» voll Sorgen und Kummer... «Zieh dich warm an»... «Gehe auch zeitig ins Bett»... «Iss auch genügend und vor allem das Richtige». Und immer, wenn ich die Briefe lese, meine ich, Mutter steht neben mir und ermahnt mich.

Und als Mensch von der schreibenden Zunft habe ich natürlich auch ganze Aktenordner voll Leserbriefe. Sie wären Stoff für ein herrliches Buch. Ich bekam da viel Persönliches anvertraut, und deshalb werde ich sie nicht veröffentlichen.

Da sind positive und negative Briefe. Ja- und Nein-Briefe. Solche, die loben, und andere, die mit dem Zeigefinger geschrieben sind. Da sind Briefe von Menschen, die «sagen», «dass ich ihnen aus der Seele geschrieben habe», und andere wieder, die lediglich darauf hinweisen, dass ich das und das vergessen habe und das und das nicht richtig zitiert habe.

Die meisten Briefe aber freuen mich. Freuen mich sogar sehr. Doch zugegeben: Einige sind auch dabei, die mich traurig machen, doch eigentlich sind die in der Minderheit.

Wie gesagt, die meisten davon freuen mich und zeigen mir, dass Menschen, wenn sie räumlich auch noch so weit voneinander entfernt sind, dennoch auf der gleichen Wellenlänge sein können.

Ich habe in all den Jahren auf jeden Brief getreulich geantwortet, egal wie eingespannt ich war, egal wie eilig ich es hatte. Selbst auf den Brief einer Lehrerin, die mir jedes Mal vor allem schrieb, dass ich ein Komma in dem und dem Artikel vergessen hatte, antwortete ich.

Sie schrieb mir, «dass sie, bevor sie meinen Brief gelesen hätte, ihn zuerst nach der rich-



tigen Interpunktion abgesucht hätte. Sie wünschte mir jedes Mal, «dass ich mich doch mehr mit dieser Realität auseinandersetzen würde und weniger romantisch sein sollte».

Die Briefe eines jungen Mannes, der mir schon seit Jahren schreibt, hüte ich wie einen Schatz. Sie sind wahrlich ein «Kunst sui generis». Nicht nur optisch, sondern auch inhaltlich. Er hat eine Handschrift, die zum Weinen schön ist. Und jeder seiner Briefbögen, die er als Graphiker selbst gestaltet, ist ein kleines Kunstwerk.

Einen Brief von all den vielen habe ich sogar eingerahmt. Er steht auf meinem Schreibtisch

und «schaut» traurig auf die phantasielosen E-Mails herab, die seit neuestem auf meinem Schreibtisch liegen. Er stammt von einer sehr lieben, alten Dame, die mir neulich schrieb: «Ich freue mich, dass wir beide korrespondieren.»

Und ich gestehe, dass ich dadurch ein kleiner Cicero geworden bin, denn es geht mir jetzt wie ihm: «Nicht in meinem Kopf, in meinem Gemüt ist jetzt die grosse Gewalt, die mich total entzündet hat und dahinreisst.»

Seitdem weiss ich ganz sicher, dass es stimmt, was Zenta Maurina sagte: «Menschen, die keine Briefe gewechselt haben, kennen einander nicht.»